

Robert Kudielka

*Rede zur Ausstellungseröffnung von Uta Göhring-Zumpe in der
"Rathausgalerie Tempelhof" am 9. Januar 2000*

Meine Damen und Herren,

als ich vor zwei Tagen die Ausstellung von Uta Göhring-Zumpe in diesem Haus zum ersten Mal sah, fiel mir eine Geschichte ein, die Julius Meier-Graefe erzählt hat. Sie spielt im Paris der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts und handelt von der ersten und einzigen großen Einzelausstellung von Henri Toulouse-Lautrec (1893). In dieser Ausstellung ist der Maler selbst immer anwesend gewesen, wie junge Maler das manchmal tun, um zu sehen, wer kommt und wie die Leute reagieren. Auf Einen hat er dabei lange gewartet, bis zum letzten Tag. Das war ihm der wichtigste Besuch. Und tatsächlich, eine Stunde vor Schluss der Ausstellung kam der dann auch, mit Stöckchen und Handschuhen, Edgar Degas, der große Zeichner und aristokratische Misanthrop. Sah sich die Ausstellung wortlos an und sagte dann beim Hinausgehen einen einzigen Satz, den Toulouse-Lautrec in den nächsten Tagen in allen Bars und Etablissements herumerzählte, nämlich: "Lautrec, vous êtes du metier!" - "Lautrec, Sie sind vom Fach!".

"Vom Fach", "du metier", das ist auch das Attribut, das mir beim Anblick von Uta Göhring-Zumpes Ausstellung in den Sinn kam. Denn es ist ganz eindeutig, was diese Malerei nicht ist: keine Kunst, die die Kunstgeschichte revolutioniert. Aber diese Bilder sind auch nicht akademisch in dem pejorativen Sinn, den man lange Zeit mit einer konventionellen figürlichen Malerei verband. "Akademisch" in diesem Sinn gibt es schon lange nicht mehr. Akademisch ist heute alles Mögliche, nur nicht die Malerei. Akademisch sind die immer wiederkehrenden "letzten", meist monochromen Bilder, die glänzenden Fotos in Cibachrome, die gesampelten Videos, die konzeptionellen Poesiealben, die Installationen mit Armieeisen, Absperrfolie und angesägten Stühlen, kurzum: akademisch ist heute das, was jeder ambitionierte Kunststudent bereits nach dem zweiten Semester macht, nämlich den "Kunstbegriff erweitern".

Demgegenüber sind die Bilder von Uta Göhring-Zumpe schlicht, "vom Fach", oder besser: "vom Bau", wenn man den Jargon des praktischen Sich-Auskennens bevorzugt. Sie sind Beispiele einer spezifisch modernen Tradition, einer frei gewählten Überlieferung von Verbindlichkeiten der Malerei, die, ähnlich wie etwa die Usancen der Musikpraxis, durchaus Chancen haben, die relativ kurze Geschichte des Kunstbegriffs zu überleben.

Wenn Sie durch diese Ausstellung gehen, werden Sie – nach einer ersten Verblüffung ob der kräftigen Farben – entdecken, wie viel an traditioneller Bildintelligenz, an malerischer Erfahrung der letzten 150 Jahre in diese Arbeiten eingegangen ist. Da findet sich die offene Kontrastierung und Kombination einer dekorativ-ornamentalen mit einer plastisch-räumlichen Malweise wieder, die vertikale rhythmische Gliederung der Bildfläche, gegen die die Arabeske der Figur gesetzt ist, oder auch das Spiegeln von Bildern im Bild. Und da ist vor allem die eigene Logik der Bildfarbe, die erfordern kann, dass - wie Sie das wahrscheinlich schon auf der Einladungskarte gesehen haben - eine Zitrone auf gelbem Fond blau erscheint, die Farbe einer Geige sich dem weißen Notenblatt angleicht, oder die roten Strümpfe wichtiger werden als das Gesicht des Modells.

Diese durchgängig vorherrschende Bildintelligenz, die auf Anhieb überrascht, bedeutet jedoch nicht, dass die Malerei von Uta Göhring-Zumpe intellektuell wäre; das gerade nicht. Im Gegenteil, das Temperament, das sich in diesen Bildern manifestiert, ist trotz der auffällig zahlreichen Blumensträuße eher unverblümt, grob und direkt, und für meinen Geschmack – jedenfalls in manchen frühen Bildern – ein wenig schmissig.

So muss man wohl gestrickt sein, wenn man vor nunmehr über 40 Jahren den Aufbruch von Nieblum auf Föhr gewagt hat, um Malerin zu werden. Nieblum, das liegt eindeutig jenseits, ein Stück weit nördlich des Malerei-Äquators. Der Brockhaus vermerkt unter Föhr "viele Seefahrergrabsteine"; und für die neueste Zeit: "Das milde Reizklima führte zum Bau von 18 Kinderheimen". Wahrscheinlich wäre Uta Zumpe nie nach Berlin gelangt und dort so gut, wie man hier sieht, angekommen, wenn sie nicht das vorlaute Mädchen vom Land mit dem ungehörigen, lauthals losplärrenden Lachen geblieben wäre.

Als ich am Freitag mit ihr durch die Ausstellung ging, bemerkte ich beiläufig, es falle auf, dass unter den vielen Modellen eigentlich nie ein Mann in voller Größe auftauche. Die Erklärung war kurz und trocken, ein harter Brocken ländlicher Lebensweisheit: "Die Männer sitzen nicht lange – die Frauen, die sitzen, die brüten." Und auf die Frage, warum sie ihre Bilder nicht datiere, denn immerhin sind es Bilder aus zehn Jahren, die hier gezeigt werden, antwortete sie mir wiederum mit jener unwiderstehlichen Mischung aus Bodenhaftung und Bauernschläue: "Wenn ich sie datieren würde, dann würden die in Nieblum sagen: "Wat, das haste immer noch nicht verkauft?" Uta Göhring-Zumpe erfüllt vollauf die Forderung, die Francis Bacon an eine Künstlerexistenz gestellt hat: Man müsse "square" sein, rundum standfest, d.h. schwer von Begriff, um nicht bei jedem Anstoß gleich umzufallen.

Andererseits habe ich mich oft gefragt, ob ihr diese robuste Disposition, dieser Mangel an Etikette und Ehrerbietigkeit, nicht vielleicht eine andere Karriere verbaut hat. Denn ihre Lust am Umgang mit anderen Menschen, am ungezwungenen Miteinander, und die Vielfalt ihrer künstlerischen

Interessen – neben der Malerei nehmen Tanz, Musik und Theater, wie die Motive ihrer Bilder zeigen, einen großen Platz in ihrem Leben ein – hätten sie gut und gerne zu einer formidablen Berliner Salondame prädestiniert ... wäre da eben nicht jener eklatante und erfrischende Mangel an Vornehmheit, der sie auszeichnet und für die Gesellschaft der feineren Art wenig tauglich macht (*Lachen*).

So müssen wir uns also damit zufrieden geben, dass der Salon der "Madam(e) Zümpe" uns lediglich im Abglanz ihrer Bilder entgegentritt; denn dort treten sie teilweise auf, die Freunde aus Musik, Tanz und Theater, die sie alljährlich zu ihrer mittlerweile legendären Sommerschau auf Föhr einlädt. Aber sie bestimmen die Bilder nicht so, dass man sagen könnte, Uta Göhring-Zumpe male nur ein bestimmtes Milieu. Die Beschränkung auf die Malerei und die Einsamkeit des Ateliers sind in ihrem Falle keine Einschränkung, sondern die Eröffnung eines anderen, imaginären Raumes. Gott sei Dank ist sie keine Salondame geworden. In der Beschränkung auf das Handwerk des Bildermachens zeigt sich vielmehr, dass dieses vorlaute Frauzimmer im Grunde, ganz tief verborgen, eine im besten Sinne fromme Seele ist, die große Augen machen kann und Sinn für den Rang und die Bedeutung künstlerischer Errungenschaften hat. Es ist diese eigentümliche Mischung aus natürlicher Dreistigkeit und einer stillen Fähigkeit zum Staunen, die Uta Göhring-Zumpe weit über Berlin hinaus geführt hat – jedenfalls in der Kunst: nämlich in die Region des Mittelmeeres.

Spätestens an diesem Punkt, und fast zum Schluss, muss ich wohl doch bekennen, dass ich Uta sehr lange kenne, obwohl ich ihre Malerei in dieser Massierung – 58 Bilder! – erst vor zwei Tagen kennengelernt habe. Ich kenne Uta allerdings nicht so, wie man jemanden aus der Szene kennt, durch sporadische Wahrnehmungen und Kontakte. Wir haben vielmehr seit 20 Jahren wöchentlich eine feste, nein, mehrere, drei feste Verabredungen, Dienstag und Donnerstag von 17 bis 19 Uhr in meiner Vorlesung, mittwochs von 20 bis 22 Uhr im Colloquium. Uta hat über zwei Jahrzehnte hinweg diese Verabredungen mindestens ebenso pünktlich eingehalten wie ich selber. Sie sitzt in meiner Vorlesung gewöhnlich rechts vorne – wie jetzt auch, im Hörsaal jedoch in der dritten Reihe – und initiiert und sozialisiert die Neuankömmlinge beiderlei Geschlechts, reserviert Plätze und kennt meine Zuhörerschaft – diese Zuhörerschaft, die für einen Lehrer der Kunstgeschichte weitgehend im Dunkel der Lichtbilder verbleibt – insgesamt besser als ich.

Mehr noch, als ich am Freitag durch diese Ausstellung ging, habe ich ein seltsames Gefühl gehabt. Nicht nur, dass ich eine Reihe von Motiven rasch wiedererkannte und mir klar wurde, dass ich in den vergangenen Jahrzehnten offensichtlich relativ viel zu Matisse gesagt und gezeigt habe, ein wenig auch - mit geringerem Erfolg bei Uta - zu Monet. Nein, nicht nur dies, dass ich die Odalisken und die Gesichtsmasken, die gar nicht so unpersönlich sind, wie sie im ersten Augenblick erscheinen, wiederfand, die Fächer und sogar den Modellierschemel aus dem "Tanz mit Kapuzinerkresse" (1912),

der bei Uta eine Geranie trägt – es ist vor allem die Art der Malerei, die hohe Farbkunst in diesen Bildern, die den Bezug verdeutlicht: die exquisiten, gekonnt schroffen Kontraste, zum Beispiel das fast weiße Chromoxydgrün gegen das Kadmiumrot der Granatäpfel in dem Bild draußen an der Stirnwand; oder die minutiöse Abstufung, dass eine Figur im blauen Kleid auf blauem Grund blau in blau differenziert wird; und vor allem natürlich die große, die vielleicht allergrößte Kunst des Koloristen: mit Schwarz unter den Farben Licht zu machen. Das alles kann man lehren, das kann man zeigen, aber das Überraschende an dieser Ausstellung ist, dass man das lernen kann. Und zwar so weit lernen, so weit sich selber aneignen, dass man es völlig frei und selbständig praktizieren kann. Diese Ausstellung hat mich in ein ungläubiges Erstaunen versetzt, wozu man mit etwas Mut und Dreistigkeit und mit einer hohen Achtung vor den Problemen der Malerei aus eigener Kraft gelangen kann.

Es war fast ein Gefühl von Rührung, das mich auf dem Heimweg in der U-Bahn überkam. Ich habe mir gesagt, sollte ich eines Tages vor einem letzten Richter Rechenschaft ablegen müssen (vorzugsweise vor einem ägyptischen, denn ich teile mit Uta die Neigung zu Ägypten, wenn auch nicht unbedingt zum Bauchtanz) ... sollte ich also vor Anubis, dem Schakal mit der Totenwaage stehen, und er mich fragen: "Was hast Du eigentlich auf die Waagschale zu legen, außer dass Du wie jeder wirkliche Lehrer mehr aus Deinen Vorlesungen gelernt hast als alle Deine Studenten?" - dann werde ich, nach einer gewissen Pause der Verlegenheit, sagen können: ""Anubis, Du schwarzes Schlitzohr, mach' die Augen auf. Ich habe da noch ein paar rote Strümpfe, eine blaue Zitrone auf gelbem Grund und einen prachtvollen Veilchenstrauß auf rotem Fond aufzubieten. Ich will nicht behaupten, dass ich das bewirkt habe, so geht das in geistigen Dingen nicht, da gehören immer zwei dazu. Aber, diese Hathortochter ist in den zwei Jahrzehnten, die sie in meinen Veranstaltungen gewesen ist, auf jeden Fall nicht schlechter, sondern besser geworden." Und aus dem Off des imaginären Szenarios tönt die Stimme des "bon dieu" der autonomen Farbmaleri: "Evidemment du metier!"

(Vom Autor überarbeitete Transskription einer frei vorgetragenen Rede)